

Jungfer Therese

Erzählung von Heinrich Federer

(Fortsetzung)

Der kleine mit einem struben, hohen, honiggelben Haarhauf, fast wie ein Biederschopf, starrt den schwarzen Mann fröhlich an und rumpelt dann heraus: „Gib mir denn ein Selig (Seligensbildchen).“

„Ach, will' Bildchen“, grölste der Burde, „bist du denn kein Pfar-ter?“

„Da sieht man“, befürchte sich der Kaplan in seiner Meinung, niemals wie die Kapuziner und die alten Pfarrer den Kindern billige und groß gemalte Seligensbildchen zu verteilen. Was haben sie davon? Ein Weiden Eitelkeit und Eigennut. Hernach aber lassen sie die frommen Papieren elend herumliegen oder vergessen sie in einem alten Widen- buch. Rein, das alles ist nur Kram und Geschäft. Lebendige Selige, ich meine, man und begreiflich erzähl- te Selige müssen sie von mir neh- men.

„Nicht mal eins!“ schimpfte der kleine Kerl, „so so, und die Kapuzi- ner gibt mir allemal grad zwei!“

Seine blauen Fensterchen wurden blüher, als hätte man die Vorhän- ge gezogen.

„Du kannst ja noch nicht lesen“, verteidigte sich Johannes.

„Aber ich weiß doch alles“, wider- sprach der Bub und rutschte eifrig vom Anie. Aus der Kommode holte er ein zerfällenes Widenbuch. „Da schau“, machte er streng, „das ist der heilige Alois!“ Er hatte ihn auf zwei japanische Soldaten geklebt.

„Da hat er ne schone weiße Blume. Er war halt immer so sauber, gelt, Mutter!“ Und das ist der heilige Lorenz!“ Der Kerl war aufs Mit- li, genau in die drei eckigen Widen- bürchen geklebt. „Den hat man auf dem Reit genarrt. Ist glutrot worden, was das Scheit dorth!“ er zeigte in das feurige Herdloch der Küche. „Das tut weh. Aber er hat noch gelacht und Spass gemacht.“

„Welt nur, Mutter!“ Und das ist ein heilige Weidli (Mädchen), weiß aber nicht mehr, wie's heißt, ist halt nur ein Weidli!“ Aber der, idan, mit dem frommen goldenen Stel- fen und dem Epibut, das ist ein Widen- buch, hat Apitel und Zimfränk- ler auf seinem Buch, heißt Alois, bringt im Winter, wenn's schneit, Nüss' und Waden, heioo... wenn's ganz Nacht ist. Aber ich hab' ihn mal g'hört, wo er meinte, ich schla- fe.“

„Dieser große Mann der Kir- che stand mitten auf einer amerik- anischen Eisenbahnbrücke.“

Das schüttelte der Junge flink und fäher her und blätterte mit seiner süßigen Kinderhand sich immer tie- fer in die goldene Legende hinein.

„Du bist ein kolossaler Gelehr- ter!“ lachte Johannes. Aber er wunderte sich doch über einen so ri- chen und dreißig frommen Schwab aus fünfzigjährigen Widen. Da wa- ren die Widen nicht unmiss gewes- sen. Na, das Kerlchen ist eine gro- ße Ausnahme.“

„Na, na!“ machte der kleine Wie- derschopf. „Und das Seligste von al- len hast du erit nicht gesehen. Da liegt's im Streu neben dem Käbli, 's Christkindli!“

„Kommst du's?“

„Ach, ja...“ und da sprengt der Landhäger einen Turm in die Luft, idan, mit Pulver... das raucht, heioo!... aber ah... das gehört ja nicht dazu... weißt das ist eben ein Widenbuch! Aber, jetzt gib du mir auch ein Selig!“

benehrte der Grünhübel und fun- telte mit seinen zwei kleinen, blau- en Sinnen den Kaplan gewaltig an. „Gib, ich will!“

„Gib' ich nur eines!“ sagte Jo- hannes.

„Du bist mir ein schöner Pfar- rer!“

Der Kaplan hätte in diesem Au- genblick viel gegeben, wenn er gegen alle seine Grundläge nun doch ein paar Seligensbildchen mit sich ge- tragen hätte. Wie hübsch wäre es, die- ses geliebte Döselin da nach Her- genslust auswählen zu lassen. Für solche kluge Ausnahmefinder mochte das Widenbuch doch recht rat- sam sein.

„Ach bring' dir mal eins!“ ver- sprach er.

„Nest, jetzt!“

„Christi!“ drohte die Mutter. Aber sie blühte vor Stolz, daß ihr

Knirps da einen hochwürdigen Herrn in die Enge trieb.

„Da... weg! Du darfst nicht mehr trinken...“ Der Junge zog dem Kaplan förmlich das Glas fort; „zuerst will ich das Bild!“

„Er ist ein schrecklicher Trav-“, leuzte die Mutter mit einem ihrer vielen, leichten und süßen Gewohn- heitsentzügen. „Nehmen Sie es ihm nicht übel!“

Der Kaplan konnte nicht anders, er mußte sein Brevier öffnen. Da steckten wohl einige Seligensbildchen drin, hübsche, feine, in Stahl ge- fochene, Andenken an seine besten Studienfreunde. Auch ein Seliglein mit einem jungen Priester, der am Altar die Hostie in die Höhe hob. Das war sein Primizbild.

Aus vielen Ah! und Oh! heraus fragte logisch der Knabe: „Bist du das?“

„Ja“, verlegte der Kaplan lustig. „Dann will ich's nicht; ich will einen Seligen! Den da! Den da! Mit dem großen Vogel und dem Berg!“

„Sankt Johannes Evangelist!“ Es war die letzte Erinnerung an seine geliebte Mutter. Sie schüttelte es ihm kurz vor ihrem Tod auf seinen Namenstag ins Seminar. Rein, das Bild konnte er nicht geben.

„So gib doch! Das gefällt mir!“ Der hat ein schönes Gesicht, sieh, Mutter! Soviel Licht um und um! Ten hab' ich gern. Gib mir, bitte, bitte!“

Das Widenbuch fätschelte flehend seine lieben, ungewohnten Sändigchen zusammen.

„Ach, nimm's!“ entschied der Kap- lan. „Was kann meine Mutter im Himmel Besseres wollen, als daß ich Kinder glücklich mache, wie sie's ge- ton hat?“

„Nimm nur!“

„Jetzt darfst wieder trinken“, er- laubte Christel und schob das neue Bild mitten in die Belagerung von Nies.

Nur draußen sagte eben je- mand im tiefsten Nies: „s ist dünn! Aber morgen muß ich an ei- ne Holzmeßung für drei Tage. Wollt ihr den Spass?“

Eine andere Stimme erwidert: „reichte, sträubte sich, Mit angehat- tem Atem horchten Johannes und das Gagerweib.“

„Ich meiß nur so mit den Augen, ohne daß er's merkt. Ungefähr hab' ich das Maß schon. Mein Vater und Nemigi find an der Rekrutenprüfung nebeneinander gestanden. Die Unter- schied machen die Jahre nicht. Ich geb' zwei Zoll unten und oben zu. Viele streck' sich heillos im Ver- scheiden... aber...“

„In Gottes Namen, kommt!“ hieß es rauh.

Johannes befiel in neues Todes- grauen. Dazu eine schwere Scham. Längst sollte er wieder am Sterbe- bett sein. Wie hatte er sich so ver- geben können! Der halbe Liter war ausgegossen, der Schinken dreimal angechnitten, ein Häuschen Käse- rinden lag auf dem Teller, nein, so eine Schwachheit! Was ist doch der Mensch!

Er sprang hitzig auf, dankte ver- wirrt und sagte dem Schreiner in Gang schier furchtlos: „Ach komm' gerade mit End!“ Schon unter der Stubentüre hörte er ein Geräusch.

Der Alte war nun ganz bleich. Den Mund bewerte er furchtbar auf, aber die Augen waren schwer ver- rückt und von unbewußten, diesen Tränen schienen die Wimpern fle- rig und verleiht. Die geprügelten, wächsernen Nasenlöcher schnappten nur noch ein kleines, farges Löt- chen ein. Aber es ward immer dün- ner, langamer, geiziger. Der Ster- bende schien nichts mehr zu hören und zu merken.

Johannes öffnete zitternd sein Buch, um die Sterbegeute zu suchen, und legte die violette Stola an.

„Macht schnell!“ drängte der Bauer den Schreiner.

„Grüß' Gott, Vetter!“ sagte die- ser halbblau und nahm nun doch unauffällig eine Schnur heraus. Er beugte sich über den Alten, um zu wissen, ob er noch bei Sinnen sei.

Aber dann sagte er und spannte bloß die Arme vom Haupt zu den Armen Nemigis und von da zu der Bettlade.

„Nest nur!“ hauchte der Sterben- de sehr deutlich.

Alle standen da wie verdonnert. Ah, der Verabschiedende merkte noch alles!

„Nur... nicht... zu... kurz!“

Der Schreiner tat so, mit gefest- tem Kopf, wickelte dann den Faden auf und ging wie ein entlarvter Verbrecher hinaus.

Man holte jetzt schnell die Frau und das Büblein in der Küche und die zwei großen Buben vom Ader und betete mit dem Priester für den im letzten Kampf ringenden Mann.

Nach einer halben Stunde furcht- baren Mühsens und Wüstens im wahrhaften alten Leib Nemigis ging ein leises Knacken durch das Zim- mer, das schneeweiße Gesicht des Greises glänzte von tausend feinen Tröpflein Schweiß und knickte vom Hals her idarf ein. Die Beine reckten sich, die Fußhaken sprangen hochauf... Oh! rüchelte es aus dem fahlen Mund und verstummte dann plötzlich hart und kalt.

Der Kaplan wandte sich vom Kopf des Bettes totenbleich und voll Schweiß und selber auch wie vernich- tet von dieser Grausamkeit des To- des gegen die Umstehenden und sag- te bebend: „Liebe Leute, der Mann hat ausgeatmet... Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“

„Und das ewige Licht leuchte ihm!“ antworteten dumpf gebroche- ne Stimmen.

„Derr, laß ihn ruhen.“

„Im Frieden!“ Amen.“

Der Christli sah voll Staunen den ausgeredeten, steifen Mann an, der so wädhren dalag, den Mund offen hielt und doch stumm blieb; die Augen zuletzt mächtig aufgeris- sen hatte und doch nirgendwohin sah. Teltam!

„Herr Kaplan, wollen Sie dem Toten die Augen zutun?“ bat die Schwiagertochter, „der Pfarrer macht das auch immer.“

„Das kann ich nicht“, sagte Jo- hannes ergreifend und trat einen Schritt vom Bett. „Ich habe meine eigene Mutter nach dem Sterben nicht mehr berührt. Ich kann die Toten nicht angreifen.“

Verstehen malte sich auf allen Gesichtern. War das ein eigentüm- licher Kaplan! Er hatte schon so ein besonderes Beten, so etwas Fremdes im Ton, etwas Gelehrtes, wie es in den Büchern rebet. Der Pfarrer haßte und lachte noch in die trübs- te Stunde hinein. Mit einem Witz hat er noch Sterbende lustig ge- macht. Mit ihm kam immer Sonne ins Zimmer. Aber dieser junge, ha- gere Kaplan, mit der großen Nase und dem schweren Geschnaufe, machte ein laures Gesicht, mußte kein einziges Späßchen zu verzapfen, und um ihn herum mußte alles leise tun und gerum Abstand halten. Wie in einer Kirche! Mit dem Pfarrer steht man doch dicht um den Ster- benden herum, wie eine Mauer, wärmt ihn gegen den Tod, schirmt ihn gegen die Angst, umbetet, um- schreit und umspricht ihn gegen den Teufel, allen voran, laut und mächtig, der Pfarrer selbst. Doch dieser Johannes Aeng, mit seinem vorneh- men Tun, seinen langen Manichet- ten und seiner feinen Stimme, nein, den wollten sie lieber nicht beim Sterben haben. Kann er einem ja nicht einmal die Augen zubrücken!

Frau Monette Beiler, die vom Kaplan gekostete und hinausge- jagte, sah jetzt ihr Stündlein ge- kommen. Sie trat mit rauschendem Rock und schweren Schuhen aus den Pforten heraus ans Bett, zog die steifen Lider dem Toten über die ge- brochenen, eisgrauen, leeren Widen hinunter und sagte, als wäre es vorhin nicht richtig vom Geistlichen vorgebetet worden: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“

Und wieder ward, aber diesmal viel kräftiger erwidert: „Und das ewige Licht leuchte ihm!“

„Derr, laß Nemigi Egger ru- hen im Frieden!“

Diese Frau war Kaplan gewor- den. Sie ward dem Toten den Ro- senkranz um die Finger, zündete ein Totenlicht an, beprüfte sein harnes Antlitz gewaltig mit Weihwasser und reichte das Zweiglein mit dem Vef- ken den nachfolgenden Reuten, da- mit sie auch so täten, und sah tri- umphierend auf den demütig, unwis- send und hilflos am Fußende Stehen- den Kaplan herab, den sie seines Antes entsetzt hatte.

11.

Therese schälte Karottfeln, als der Kaplan bei später Nacht heimkam. Schöne, lange, kein einzigesmal ab- gerissene Rinden schälte sie ab. Sie wandte sich freundlich zu Johannes

um, der in den Küchenstuhl sank und noch ganz voll vom geschauten Tode war. Er erzählte, wie der Arme das Gesicht verzog und rüchelte, dann lange Zeit nicht mehr atmete, so daß man glaubte, er sei tot, und plötzlich sich wieder schwer gegen diese rudi- le, langsame Marter des Todes aufbäumte. Es war entsetzlich.

Therese goß ihm indeffen Kaffee in die große Tasse und schnitt ihm Brot und Käse dazu und schälte dann wieder pradtvolle Rinden. Es schien, sie lächle ein wenig, und sie forderte so einer schweren Geschichte viel zu gelassen und überlegen zu.

„So ist eben der Tod“, sagte sie endlich ruhig und fing an, die Kar- toffeln in Schüssel zu schneiden. Es trachtete lustig dabei. „Schwürden müssen sich daran gewöhnen!“

„An den Tod gewöhnen?“ fuhr der Kaplan fort, „wer kann das? Sie Allerweltstümpfer, doch gewiß auch nicht! So etwas Grausiges bleibt immer grausig. Sie hätten das sehen sollen, ha!“

Jungfer Therese lächelte mitteilid. Sie hatte mehr als hundert Sterben- den den Schaum vom Munde ge- wischt und hernach die Augen ge- schlossen. Sie hatte sterben sehen mit Trost und geballten Fäusten und sterben mit ausgebreiteten, bewill- kommenden Armen; sterben wie ge- qualte Würmer und sterben leicht wie Vögel, die den Fittich hängen lassen, nochmals zu pfeifen probie- ren und zu Boden fallen. Urter ih- ren Händen war man an bürntrü- ger Ausgehung, am wilden Ty- phus, an blutpendender Augenent- zündung gestorben, aber auch an ei- nem abgeschnittenen Bein, an einer Angel durch die Stirne, an ver- schloffenen Magen, an manderlei Krebs und an Gehirnverwundung.

„D, sie kannte auch das Sterben der Wasserflüchtigen, so ein mühsames, schmerzliches Leiden! Dieses Kind von einem Kaplan, sie begriff es ja, mußte erschrickt sein.“ Sie ließ ihn reden. Aber er wird sich die- ses Ergriffenheiten abgewöhnen müs- sen.

„Sie schauen mich so mitleidig an, was haben Sie? Sie lachen mich wohl gar aus?“ eiferte der Kaplan.

„Was denken Sie auch, Herr Kap- lan! Ich begreife Sie wohl. Aber wenn Sie einmal so alt sind wie ich, so werden Sie das Sterben auch viel ruhiger betrachten. Es wird Sie nicht mehr aufregen.“

„Nein“, rief der Kaplan entsetzt, „ich will hoffen, daß ich nie so le- dern werde, die entsetzliche Ras- tigkeit des Todes nicht mehr zu emp- finden und nicht mehr zu fürchten.“

„Ich will hoffen, daß ich nie so le- dern werde, das entsetzliche Ras- tigkeit des Todes nicht mehr zu emp- finden und nicht mehr zu fürchten.“

„Aber es heißt doch“, unterbrach das stramte Gräueln und hieß tra- chend eine harte Kartoffel auseinander- der, „es ist jedem Menschen ge- eht, einmal zu sterben. Das ist doch eine Regel und nichts von Ausnahme... oder abnorm... verzeihen, Hoch- würden... wie heißt das? Ich bin nicht gelehrt...“

„Abnormales!“ Sie verwechseln. Der Tod ist eine Ausnahme, eine Ausnahme von der Regel. Die Re- gel lautet: Der Mensch ist unsterb- lich. Und die Ausnahme sagt: Weil er aber von irdischen Lüften sich re- gieren ließ und sündigte, so muß er an seinen Sinnen, will sagen, an seinem irdischen Teil, an Leibe, aus- nahmsweise...“

„Aber wenn die Ausnahme so oft vorkommt wie die Regel!“

„So oft ich lateinisch rufen will: O Gott! muß ich sagen: Deus! Das ist eine Ausnahme. Alle anderen Wörter machen ein e, nicht ein us.“

„O paroch! o Pfarrer! O facel- lane! o Kaplan! Immer: O Deus! O Gott! Immer, also mehr als millionenmal! Und das ist doch eine Ausnahme.“

„Das ist Latein, das verstehe ich nicht, o facellane! Aber gut, wenn die Ausnahme so oft vorkommt, als wäre sie die Regel, dann müssen wir uns eben an diese Ausnahme gewöh- nen.“

„Na, wegen wie stark wären wie ein Paulus oder ein Johannes. A- ber bis wir rufen mögen: O Tod, wo ist dein Stachel? werden noch viele Friedhöfe voll.“

„Jeden Tag beten wir doch mehr als zehnmal: Bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen.“ So gewöhnen wir uns ans Sterben. Schwürden! Uebrigens möchte ich Sie fragen, ist dem Mesner der Tod

des Nemigi Egger schon gesagt wor- den, daß er noch das Ende läu- tel? 's ist schon halb neun Uhr!... Nicht angelegt?... Gut, so lauf' ich schnell noch hinunter. Im Stüb- lein liegt allerlei von der Post.“

Therese sprang in die dunkle Nacht hinaus und nahm den Weg der Ab- führung halber zwischen den finite- ren Gräbern des Friedhofes zur Küsterei hinunter. Johannes aber erbrach voll Ehrfurcht einen Brief des Pfarrers mit dem erhabenen Stempel Rom. Cyrillus Zeltlein berichtigte, er fühle sich unpfählig von der heißen Luft und komme in vier- zehn Tagen wieder heim. Er wart- nur noch darauf, den Kapit zu se- hen. Kardinal habe er etliche, den großen, heiligmäßigen Rampolla in der Sakristei von Sankt Peter ge- nüglich gesehen. Rote und violette Herren gebe es die Menge, mehr als Kapläne zu Hause! Und Kir- chen! und Paläste! und Brunnen! Und was für Tenöre im Choral! Das ist das Schönste in Rom nach dem Kapit und den Katakomben und den Reliquien. Die Kirchen gefallen mir nicht besonders. Es sind keine Stühle und fast keine Menschen dar- in. Aber Holzbeigen und Kagen.

Und dann diese Schmel! Ganz Ita- lien scheint mir eine einzige lang- fingerige Diebin zu sein. Meine größten und rotesten Schnupftücher hat man mir am ersten Tage ge- stohlen. Dann das Futteral zum Dpernquader, dann... weiß Gott zu welchem Nutzen—das Proprium fürs Brevier. Ich liebe billig, esse fast nur Minefrone und Maffaroni und kaufe jede Stunde wieder ein Pfund Kirchen und Psalmen. Das Pfund zwei Solbi! Das Gloden- läuten und Orgelschlagen und Beten ist hier bei weitem nicht so schön wie bei uns daheim. Ich habe Seimweh nach unserer lieben, einfachen Kirche, nach einem deutlichen Lied und nach einem rothadigen Schweizerapfel.

Alles hoffe ich bei Ihnen wohl an- zutreffen. Sollen Sie die paar Ta- ge noch geduldig die Schlüssel der Parochia, bis sie Ihnen mit großem Dank und kollegialer Liebe ab- nimmt.

Ihr ergebener Pfarrer Cyrill.

Unendlich enttäuscht legte Joha- nes diese römische Epistel weg. Soll- te man glauben, das Papier komme von Rom? Welche ein einziges, win- ziges Lüftchen der ewigen Stadt dar- aus? Welch ein Spießbürger war doch Pfarrer Zeltlein in Radweiler geworden! Er sieht vor den kleinen Veranzugungen der Tiberstadt ihre grandiose Seele nicht. Keine Silbe von der Antike, nichts von Re- naissance, von Raffael oder Michel- angelo! Nichts von Weltpolitik zwis- schen Vatikan und Quirinal, zwis- schen Staat und Kirche, Petrus und Erdenpolizei! Ja, ja, der gute Pfar- rer hat Seimweh nach unseren Most- äpfeln. Der brave, liebe Mann—

ist eben auch so ein Mostapfel, will sagen, ein durch und durch verba- uertes Wesen!

Neben diesem Schreiben lag eine Ansichtskarte von Wilhelm Petra. Der machte zur Zeit den Doktor juris und schrieb nur die drei Wor- te auf die Karte: Gedanke unserer Wetel! Dieser Witz war sein liebster Freund durch die acht Vän- ke des Gymnasiums gewesen. Sie blieben sich auch an den geforderten Falsitäten treu. Es war abgemacht, daß jeder den Doktorhut eroberte und, wer ihn früher über den Schä- del klappte, dürfe vom Nachzügler eine Champagnerneipe mit vier ed- len Spannna verlangen.

Beim Anblick der lieben Schrift und mehr noch der Säulen am Uni- versitätsportal und der thronenden Minerva auf dem Giebel ward Jo- hannes nachdenklich. Er hatte längst auf die Ehre jenes gefeierten Gu- tes verzichtet. Seine Gesundheit, sein Geld und seine Obern warnten ihn vor dem Wagnis. Das ärger- te ihn eine Weile, aber war nun verwunden. Allein jetzt trat es plöz- lich mit einer sonderbaren, harten Schärfe vor seine Kaplansfelle: wie weltfremd und fremd er schon hier in Radweiler geworden sei. Er kam sich merkwürdig alt und philister- haft vor. Ob er wohl noch mit Wil- helm disputieren, noch im Stegreif eine philosophische These in der Klei- nen, feinen Korona der „Romana“ gegen einen Juristen verfechten, ob er überhaupt noch mit Anstand und Schlich einem Souper bei Professor Nost oder dem Prinzen von Rönen- stein bewohnen könnte? Er zwei- felte, ja, es war fraglich, ob er noch einen sophistischen Chor zu über- setzen vermöchte. Lieber das Eide- re: eine der alten berühmten Thu-

sydidesreden auswendig vortragen, in die er sterblich verliebt war und die er so oft rezitiert hat! Probie- ren wir es einmal. Ach was, das Griechische geht einfach nicht mehr. O Gott, o Gott, ist es schon so weit gekommen!

Er wagte sich nun auch an keine Tacitusrede oder Sorazode, und es tröstete ihn gar nicht, daß ihm jetzt immer eine banale Zeile des Sal- lust einfiel, die jeder Syntaktiker schon herplappert. „Nein, nein, er war am Berumpfen. Und da hatte er noch eben den alten Pfarrer einen Most- äpfel gekostet. Ihm war, er runde sich selber schon behaglich fest und plump zu so einem Provinzge- wächs aus. Na, ich muß wieder mehr studieren, schreiben und in die Bücher gucken, sagte er sich bitter und rüf sogleich die Schnur des Bi- cherpaketes auf. Band auf Band grub er heraus und blätterte darin und las und vergaß Zeit und Schlaf und alle Sorge. Er überhörte das

(Fortsetzung auf Seite 3)

Die Signalstange

Humoristisches von Konrad Kimmel

Der Basche ist mit seiner Annam- rei auf dem Christmarkt gewesen und die beiden haben da eingekauft, was man ins Haus braucht auf den Win- ter, auch Rebkräuter und einen Nach- stoß—der alte ist schier veran- nert, und dem Großvater, den's im- mer an die Fische friert, ein dickes Paar Endschuße mit Nitzlöchen. Dann haben sie eingekauft beim Sternschalter—dessen Frau ist eine Was von der Annamrei—und ha- ben da sich's schmecken lassen, beson- ders den „Neuen“, der damals, wo dies passiert ist, nicht so rar war wie heute. Die Annamrei hat von dem „Kinges“ und dem „Gugelbupf“, das die Was Sternschalterin vor ihr aufs Teller geschichtet hat, ein Stück- lein ums andere stillberührt ver- kostet und mit erster Bedächtigkeit gegessen, und das süße Zeug hat Durst gemacht; der „Kale“ Wein aber hat wieder den Appetit gereizt, und so ist die Annamrei nicht unsonst hinter dem Wirtstisch geblieben. Und ebensoviele ihr Basche. Der war auch nicht „schledig“, d. h. ihm war ein gutes Essen lieber als ein schlech- tes, und das ist doch gewiß nur recht und billig; schledig sind die, sagt er, welche nicht einmal die guten Sachen mögen und noch bessere haben wollen. Er hat sich denn auch gut und gründlich verjodert auf den Seimweg, denn es wird fast auf den Abend, und hat sich des Sternschal- ters „Neuen“ recht zu Gemut ge- führt. Zahlen hat er's auch können, —damals noch besser als heute— warum also nicht?

So sind die beiden denn endlich aufgestanden, haben gezahlt, ihre Siebenlachen genommen und sich vom Vetter und der Wase verab- schiedet, und dann ist's hinausge- gangen zur Stadt, heim zu.

Der Neue aber hat schein's noch nicht ganz ausgegoren gehabt; er hat im Kopf des Basche klüme Ge- danken und neue Ideen erweckt. „Studieren häß' i sollen“, erklärt er zum zehntenmal seiner Annam- rei, „studieren, ja, i wär' was an- derstes geworden; es ist schad um so einen offenen Kopf, hat meine Ne- ne allemal gesagt. Auf alles häß' i studiert, sogar aufs Eisenbahn“,

versicherte er, „und dös ist's Schwer- ste, wegen den langen Wagnzügen und alles drauf: die längsten Stäm- me und Vieh und d'Veit.“

Ja, das Eisenbahnwesen gefällt ihm besonders, denn der Bahnmär- ter an der nächsten Station hat ihm schon manchmal Gesellschaft geleistet, wenn er den Uebergang über die Bahnlinie passierte; um einen oder zwei Schoppen und eine Zigarre hielt ihm der die schönste Vorlesung über das Eisenbahnwesen im all- gemeinen wie im besonderen. Davon aber sagte der Basche seiner Annam- rei nichts, denn die ist nie damit ein- verstanden gewesen, daß ihr Mann anderen das Trinken zahle.

Jetzt kamen sie an den Uebergang. Da stand die Signalstange, groß und lang, und ragte in den dunklen Himmel hinauf.

Der Basche hatte sie schon ins Au- ge gefaßt. Da wollte er der Annam- rei mit seinen Kenntnissen auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens im- ponieren.

„Da sieh, Annamrei“, sagte er, „das verstehst du natürlich nicht. Die Stang' ist g'rad wie ein Mensch; bald streckt sie den Arm hinaufwärts und bald hinüber, deswegen heißt

(Fortsetzung auf Seite 6)